

Verb. u. Redaktion
Dresden-Neustadt
K. Meißner Gasse 4.
Die Zeitung erscheint
Dienstags,
Donnerstags und
Sonntags
früh.
Abonnements-
Preis:
vierteljährl. 1.50.
In bester durch
die kaiserlichen Post-
anstalten und durch
andere Boten.
Bei freier Lieferung
ins Haus erhebt die
Post noch eine Ge-
bühr von 25 Pfg.

Sächsische Vorzeitung.

Ein unterhaltendes Blatt für den Bürger und Landmann.
Amtsblatt für die kgl. Amtshauptmannschaften Dresden-Altstadt und Dresden-Neustadt,
für die Ortsgemeinden des kgl. Amtsgerichts Dresden, sowie für die kgl. Forstrentämter Dresden,
Tharandt und Moritzburg.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger Herrmann Müller in Dresden.

Inserate
werden bis Montag,
Mittwoch u. Freitag
Mittags angenommen
und kosten:
die 1. Spalte 15 Pfg.,
Unter Eingelegt:
30 Pfg.

Inseraten-
Kannabestellen:
Die Arnoldische
Buchhandlung,
Invalidenthät,
Hauptstein & Bogler,
Ruhoff Wölfe,
G. L. Daube & Co.
in Dresden, Leipzig,
Hamburg, Berlin,
Frankfurt a/M.,
u. s. w.

Nr. 103.

Donnerstag, den 1. September 1887.

49. Jahrgang.

Abonnements-Einladung.

Bestellungen auf die „Sächsische Vorzeitung“
für den Monat September nehmen alle kaiserlichen
Postanstalten und Postexpeditionen, sowie auch alle
Landbriefträger gegen Vorauszahlung von 50 Pfg.
entgegen.

Die Verlags-Expedition.

Zum 2. September!

So steht zum 17. Male der Tag vor der Thür,
an dem sich Deutschland seiner Siege und seines Ruhmes
erinnert. Heute vor 17 Jahren tobten die Kämpfe bei
Daigny, Bazeilles, Wis, Floing und als es Abend
ward, lag der fränkische Hochmuth zerschlagen in dem
Thale von Sedan. Alles, was die Hoffnungs-
strebendsten in Deutschland damals zu träumen gewagt
hatten, war noch überboten worden durch die Vorgänge,
die sich in der Dämmerung auf der Höhe von Donchery
und in der Morgenröthe des 2. Septembers beim
Schloßchen Bellevue abspielten. Ein Kaiser mit einem
Heere, das 16 Jahre lang als die Elite aller Armeen
gegolten, das von den Tagen von Sebastopol ab von
Frankreich vergöttert worden war, gefangen und auf
die Gnade des Siegers angewiesen — das war eine
Kunde, die in den ersten Augenblicken in der Heimath
wohl als ein Märchen galt, dann aber einen Jubel-
sturm entfachte, an dem das Schicksal wohl der Gedanke
war: Nun ist der Krieg zu Ende!

Der Krieg war nicht zu Ende. Es kamen
Schlachten auf Schlachten, Siege auf Siege, furcht-
bar bewährte sich das deutsche Schwert, aber es
bedurfte der dreifachen Zeit, die von den Tagen von
Spichern bis zu denen von Sedan verfloßen war, um
Frankreich zu der klaren Einsicht zu zwingen, daß jedes
Klingen gegen den Sieger vergeblich sei.

Damals hofften wohl Viele, daß mit dem Frieden
die Zeit gekommen sei, die kriegerische Rüstung etwas
zu lüften, ein Stück nach dem anderen davon abzulegen
und vielleicht dereinst die ganze Kraft den Geschäften
des Friedens widmen zu können. Ein schöner Traum,
wenn seine Verwirklichung auch in weitester Ferne in
Aussicht gestanden hätte! Aber heute nach 17 Jahren,
nach einem halben Menschenalter, wo Menschen, Ver-
hältnisse und Ansichten sich gründlich geändert haben —
ist in der Aussicht auf Frieden nur die geringste Ver-
änderung eingetreten? Es ist keine Täuschung darüber
möglich: wir haben nur solange Frieden, als wir die
Kraft zum Kriege behalten. Deutschland ist heute noch

auf der Wacht wie 1870 und muß es bleiben und
wenn der Panzer auch schmerzhaft schneidet und bei der
Arbeit beengt, er muß getragen werden. Der Wacht
am Rhein hat sich die Wacht an der Weichsel zugesellt
und über die Grenzen blicken die begehrlichen Augen
der guten Nachbarn und suchen zu erkunden, wo
Deutschlands Rüstung eine Lücke aufweise und wann
für den Riesen eine Stunde der Schwäche gekommen
sei. In dieser Beziehung ist den vielgeliebten Nachbarn
in diesem Jahre wohl die donnerndste Antwort ertheilt
worden, die unser Volk seit 1870 vergeben hat: die
Einfügung des neuen Reichstages und die Bewilligung
der um der Würde und der Sicherheit Deutschlands
geforderten Opfer auf 7 Jahre!

Politische Weltschau.

Deutsches Reich. Es ist am Vorabende des
2. September ein wohlthuendes Gefühl, auf die Worte
hinweisen zu können, die ein hervorragendes Mitglied
des Centrums, der Abgeordnete v. Schorlemer-Altst., leghin
auf dem 5. allgemeinen deutschen Handwerkerkongress zu
Dortmund in Bezug auf die politische Lage des deutschen
Reiches gesprochen hat. Schorlemer-Altst. hat dabei be-
stont, daß in Betreff der äußeren Politik Deutschlands
keine Partei und keine Konfession in der Bereitwilligkeit
zurückstehen dürfe, die auf die Würde und Macht des
Reiches gerichteten Bestrebungen der Regierung zu unter-
stützen. Wo immer ein äußerer Feind in Betracht komme,
müsse unwiderrüchlich das Wort gelten: „Wir wollen
sein ein-einig-Volk-von-Brüdern, in keiner Noth uns
trennen und S'fahr!“ Das sind goldene Worte, die
von allen Parteien beherzigt werden möchten, von denen
aber, vor denen und mit denen Schorlemer-Altst. ge-
sprochen, zuletzt vergessen werden sollten. Die beste
Gelegenheit, diese Forderung zuerst zu betätigen, ist
den Vertretern des Centrums jetzt auf der Katholiken-
versammlung zu Trier gegeben, wo es sich zeigen wird,
was der Staat dem Centrum bedeutet. — Zunächst ist
auf dieser Katholikenversammlung eine große Wägung
in den Reden — wie im Besuche zu konstatieren. Gegen
früher soll derselbe sehr abgenommen haben, stellte nicht
die jüngere Geistlichkeit ein so starkes Kontingent, so wäre
die Zahl der Erbkirchen fast dürftig zu nennen. Die Er-
öffnung hat vor drei Tagen durch Professor Schütz statt-
gefunden. Nach einer Rede des Oberbürgermeisters
de Nys hielt sodann Windthorst eine oft von minuten-
langem stürmischen Beifalle unterbrochene Ansprache, in
welcher er die Herstellung der Einigkeit der kirchlichen und
weltlichen Gewalten als einen Wendepunkt bezeichnete.
Windthorst schloß mit einem Hoch auf Papp Leo XIII.
und Kaiser Wilhelm. Eingegangen ist bei der Ver-

sammlung ein vom Fürsten Löwenstein, Dekan Heinrich
Freiherrn v. Huene und Grafen Galen unterzeichneter
Antrag, welcher sich für die weltliche Souveränität des
Papstes ausspricht. Nach Meinung der Antragsteller
liegt es im Interesse jeder weltlichen Macht, die An-
sprache des Papstes auf weltliche Souveränität zu
unterstützen.

Die „Nordd. Allg. Ztg.“ bestätigt die Nachricht
der „Köln. Ztg.“, daß die Anzahl der bei den Reichs-
behörden eingegangenen Eingaben mit Bittschriften um
Erhöhung der Getreidezölle eine überaus große sei,
größer als durch die Zeitungen bisher bekannt geworden
wäre. Aus den verschiedensten Theilen der Monarchie
sollen fortwährend Petitionen eingehen, in denen seitens
des Handelsstandes um Erhöhung der Getreidezölle ge-
beten wird. Die „Konservative Korresp.“ schreibt dazu:
Wie der Vorschlag, mit einer Erhöhung der Getreidezölle
vorzugehen, in der nächsten ordentlichen Reichstags-
sitzung aufgenommen werden wird, läßt sich heute noch nicht mit
Bestimmtheit vorhersehen, wünschenswert ist uns zu guten
Erwartungen berechtigt halten möchten. Wir glauben
namentlich auch innerhalb der nationalliberalen Fraktion
mehr guten Willen, als früher, voraussetzen zu dürfen,
die berechtigten agrarischen Forderungen — im allge-
meinen, wie im eigenen Parteiinteresse — unbefangen
zu prüfen. Es handelt sich bei diesen Fragen ja keines-
wegs um die engherzige Selbstsucht und Begehrlichkeit
einer einzelnen Klasse, keineswegs um den einseitigen
agrarischen Standpunkt, sondern um ein Staats- und
Landesinteresse ersten Ranges.

Die „Magdeb. Ztg.“ erhält aus den Reichslanden
eine Zuschrift über die Erziehung der katholischen Geis-
lichkeit in Elsaß-Lothringen, welche folgendermaßen
schließt: „Es ist wahrlich schwer zu begreifen, weshalb
der katholische Klerus sich mit allen Kräften dagegen
sträubt, sich dem Deutschthume anzuschließen. Daß
dies aus Dankbarkeit dafür geschehe, daß die deutsche
Regierung die Gehälter der Geistlichen geradezu ver-
doppelt hat, wollen wir gar nicht verlangen. Es muß
aber doch nachgerade jedem Einsichtigen klar geworden
sein, daß die katholische Kirche in Deutschland ungleich
größeres Wohlwollen seitens des Staates zu erwarten
hat, als in dem durch Unglauben zerfallenen, mehr und
mehr dem kircheneinlichen Radikalismus in die Arme
treibenden Frankreich. Die französische Regierung hat
seiner Zeit nicht viel Federlesens gemacht, als es galt,
durch Einführung der französischen Kirchensprache das
urdeutsche Land um so schneller zu gallisieren. Hat sich
der protestantische und israelitische Kultus bequemen
müssen, sich den deutschen Anschauungen und Einrich-
tungen anzupassen, so wird wohl der katholische Kultus
keine Ausnahmestellung zu beanspruchen haben.“

Fenilleton.

Schatten!

Kriminal-Novelle von R. J. Anders.

(23. Fortsetzung.)

„Sie haben recht. Ebenso denke ich. Deshalb
nehme ich gleichfalls jede Gelegenheit wahr, wo es etwas
zu erwerben gilt. Aber sagt einmal, Steffen“, fuhr er,
als hätte er diesen erst jetzt bemerkt, „was habt
Ihr denn heute hier zu schaffen? Ich will doch nicht
hoffen, daß Ihr Euch ohne Erlaubniß das Vergnügen
macht, in der Gegend umherzudummeln?“

„Nein, Herr Inspektor“, erwiderte dieser. „Das
gnädige Fräulein Richter vom Herrn Baron trifft mit
dem Mittagzuge in F. ein und da soll ich sie ab-
holen.“

„So wie Ihr hier geht und steht?“ fragte Kühn
ungläubig.

„Das nicht, der Wagen war schon längst nach F.
abgefahren, da erst fiel es dem gnädigen Herrn ein,
daß ich ebenfalls mit sollte; na und da blieb mir denn
nichts Anderes übrig, als zu Fuß die anderthalb Meilen
zurückzulegen.“

„Da müßt Ihr Euch aber beeilen, wenn Ihr noch
zur rechten Zeit in F. sein wollt.“

„Ach, von hier ist's nicht mehr weit, Herr In-
spektor und da mich der Drem ersuchte, die Pferde zu
sehen, so möchte ich auch gern warten, bis der Handel
abgeschlossen ist. Ich denke, ich komme noch zeitig
genug rüber.“

„So, so, mir kann's recht sein; aber wenn Ihr
das gnädige Fräulein verpaßt, dann dürfte der Herr
Euch nicht besonders danken. — Schöne Thiere, Orts-
richter, die Ihr da habt“, wandte er sich, auf die Pferde
deutend, zu Krause „und ich hätte wohl Lust, da mich
der Zufall zu so günstiger Zeit herführte, dem Herrn
da den Handel streitig zu machen. Bietet er sie doch
nur dem Baron zum Kaufe an und so sehe ich nicht
ein, daß ich nicht auch einmal etwas profitieren soll.“

„Alle Wetter!“ rief Krause lachend, „wenn das so
fort geht, prügelt man sich noch um das Gespann und
ich hätte Lust, auf meine alten Tage nach den Pferde-
handel anzufangen.“

Drem warf dem Inspektor einen wüthenden Blick zu.
„Beruhigen Sie sich nur!“ rief dieser heiter, „ich
bin weit davon entfernt, Ihnen in's Handwerk zu
pfuschen, es war das nur Scherz von mir, denn der
Pferdehandel wäre gerade das letzte Geschäft, das mir
zusagte. Außerdem ist dieser Schwarzbraune auch nicht
mein Geschmack, denn er scheint mir sehr schwach gebaut
und dürfte sich schwer zum Fahren eignen.“

„Na, das möchte ich wissen!“ fiel der Ortsrichter
ein. „Ich sage Ihnen; Herr Inspektor, wenn er los-
geht, läuft er seine drei, vier Meilen in einem Zuge
fort. Außerdem werden wir keine guten Freunde bleiben,
wenn Sie mir meine Geschäfte verderben.“

„Es war ja nicht so böse gemeint, Ortsrichter“,
entschuldigend sich Kühn, „aber für allzu gute Kenner
kann ich einmal die Thiere nicht halten und ich möchte
sie ohne Probe nicht erleben. Was meint Ihr, Steffen,
Ihr seid auch ein alter Soldat und müßt davon etwas
verstehen.“

„Ja, Herr Inspektor, soweit sehen die Pferde
ja ganz gut aus. Freilich mit dem Kaufe ist es immer
so eine Sache. Doch wenn der Drem sie erstehen will,
da habe ich ja keinen Schaden von und der Herr Richter
auch nicht.“ Er sah Drem dabei an, als wollte er ihm
rathen, erst auf eine Probefahrt zu dringen.

„Bist Ihr, Richter“, nahm Drem das Wort, „das
Beste ist, Ihr laßt anspringen und wir machen eine
kleine Probefahrt. Wir Beide wären ja auch so einig
geworden, aber ich bin einmal ein sonderlicher Mensch
und mache mir nachher ungern Vorwürfe.“

„Wenn Ihr nicht anders wollt, muß ich schon“,
erwiderte Krause misanthropisch, „odgleich es mir heute
nicht gerade paßt, da ich vollauf zu thun habe. Der
Jude hätte die Pferde auch ohne Probe genommen und
thu's mir fast leid, daß ich ihn gehen ließ.“

„Nacht keine Umstände, Richter“, rief der In-
spektor, „er verlangt ja nicht mehr, als billig ist und
da kann es Euch schon auf eine Stunde Wegs nicht
ankommen. Was meint Ihr, Steffen“, fuhr er fort,
„da Ihr gerade hier seid, so spannt Ihr an und wir
fahren zusammen nach F. Zeit habt Ihr ohnehin nicht
mehr viel, da werdet Ihr schon von selbst tüchtig zu-
treiben und kommt so zu guter Zeit auf dem Bahnhofe
an. Euch ist's doch recht, Drem?“

Drem war plötzlich unruhig geworden und maß
mit verstohlenen Blicken bald Kühn, bald Steffen. Eine
Ähnung mußte ihn beschließen haben, denn als er wieder
das Wort nahm, klang seine Stimme fast unsicher.

„Die Straße nach F.“, sprach er, „würde ich nicht
vorschlagen. Sie ist bergig und wenn die Thiere bald
bergauf, bald bergab laufen, so könnten sie leicht Schaden